

Jens-Arne Dickmann (Klassische Archäologie), Wilfried E. Keil
(Europäische Kunstgeschichte), Christian Witschel (Alte Geschichte)

Topologie

Wissenschaftsgeschichtlich geht die topologische Analyse auf Problemstellungen in der Mathematik zurück und spielt dort seit dem 18. und 19. Jahrhundert eine bedeutende Rolle: Im Kern fragt sie nach Lagebeziehungen und homologen räumlichen Strukturen anstatt nach räumlicher Substanz und Ausdehnung.¹ Im Rahmen des *spatial turn*² fand sie seit den 1990er-Jahren ihren Weg auch in den Werkzeugkasten der Kulturwissenschaften. Dabei begreift die Topologie im Gegensatz zur Topographie, die den Raum als eine physikalische Entität beschreibt, diesen als einen dreidimensionalen Container, innerhalb dessen Dinge und Menschen situiert sind und sich bewegen, und postuliert somit einen relationalen Raumbegriff: „Räumlichkeit“ entsteht nach dieser Auffassung erst durch die Beziehungen bzw. Interaktionen von Dingen und Menschen. Die Topologie fragt konkret nach den Bedingungen dieser Räumlichkeit.³

So verstanden stellt die topologische Analyse⁴ ein wichtiges Arbeitsinstrument und heuristisches Werkzeug zur systematischen Dokumentation und Untersuchung räumlicher Phänomene dar, die auch für die Fragestellung des SFB 933 eine zentrale Rolle spielen. Zu bestimmen ist dabei die relative Position eines beschrifteten Artefakts in einem (räumlichen) „Arrangement“ von Dingen und Körpern; hieraus lassen sich Folgerungen ableiten für die tatsächliche oder potentielle (eventuell sogar intendierte) rezeptionspraktische „Effizienz“ (→Präsenz) eines Schriftzeugnisses bzw. hinsichtlich des „Angebots“ (→Affordanz) an den Betrachter, welche ein solches →Artefakt durch seine Platzierung im Raum evozieren konnte.

Dieser Beitrag ist im SFB 933 „Materiale Textkulturen“ entstanden, der durch die DFG finanziert wird.

¹ Arnold 1974³.

² Einführend Bachmann-Medick 2009³, 284–328.

³ Günzel 2007, 13, 21ff. und weitere Beiträge in diesem Sammelband.

⁴ Durch die historische Füllung der Begriffe „Topographie“/„Topologie“ einerseits und „Praxeographie“/„Praxeologie“ andererseits ist eine systematisch inkonsistente und etwas verwirrende Terminologie nicht zu vermeiden, da die Begriffe „Topologie“ und „Praxeologie“ auf verschiedenen Ebenen liegen (→Praxeologie sowie →Material(itäts)profil – Topologie – Praxeographie).

1 Die topologische Analyse

Mit Blick auf beschriftete Artefakte fokussiert die topologische Analyse also auf die Anordnung bzw. Verteilung von Objekten in einem räumlichen Gefüge. Vor allem bei der Untersuchung einer Gruppe identischer oder sehr ähnlicher Objekte lassen sich hierbei gegenüber der herkömmlichen topographischen (Re)Kontextualisierung (→Kontext) einzelner Zeugnisse neue Erkenntnisse gewinnen. So können aus der Mathematik Problemstellungen auf die historischen Kulturwissenschaften übertragen werden, die die Lage von Knotenpunkten und deren Verbindungsmöglichkeiten in Netzstrukturen unter variablen Bedingungen untersuchen.⁵ Da solche Knoten als prinzipiell gleichwertige Kreuzungspunkte gelten, können beispielsweise auf der Basis vorgenommener Kartierungen in Stadt- oder urbanen Teilräumen räumliche Strukturen rekonstruiert werden, deren Knoten und Kanten sich im Verhältnis zum städtischen Wegenetz analysieren lassen. In der Regel zeichnen diese objektbezogenen Topologien Ausschnitte des Gesamtwegenetzes nach, basieren aber auf einer sehr viel geringeren Zahl von Knoten und nutzen auch nur eine reduzierte Zahl der Kanten. Mit Blick auf bekannte Differenzierungen innerhalb von Stadtwegenetzen stellen sich so Fragen nach Zentralität und Randlage, nach Beziehungen der Knotenpunkte zu Haupt- und Nebenachsen sowie nach Knotenclustern (→Netzwerkanalyse), die zusätzliche neue Thesen zur Dynamik städtischer Verkehrs- und Informationsflüsse erlauben.

Im Falle des einzelnen (beschrifteten) Artefakts kommt es zunächst darauf an, seinen ursprünglichen Aufstellungsplatz bzw. Anbringungsort so genau wie möglich zu bestimmen. Neben der Ortsbestimmung im zweidimensionalen Grundriss gilt es dabei auch die Höhe zu berücksichtigen, in der etwa eine antike oder mittelalterliche (Bau)Inscription an einem Gebäude angebracht war, da dies unmittelbare Auswirkungen auf ihre Wahrnehmung und Lesbarkeit hatte. In bestimmten Konstellationen war zudem die Rezeption eines Schriftzeugnisses durch seine Platzierung in einem abgeschlossenen Raum auf einen kleinen Kreis potentieller Betrachter beschränkt oder sogar überhaupt nicht gegeben, wenn das entsprechende Artefakt für den menschlichen Blick unzugänglich verbaut war; wir sprechen in diesen Fällen von „restringierter →Präsenz“.⁶

⁵ Siehe dazu z. B. <http://www.enzyklo.de/lokal/40014> oder <http://mathsrv.ku-eichstaett.de/MGF/homes/didmath/geometrie/topologie/topologie.html> oder <http://www.enzyklo.de/lokal/42546> (Stand 7.8.2014).

⁶ Zur restringierten Schriftpräsenz vgl. die Beiträge in Frese u. a. 2014. Zur restringierten Präsenz mittelalterlicher Bauinschriften s. Keil 2014a.

2 Mikro-Topographie

Weiterhin gilt es, den unmittelbaren räumlichen Kontext eines schrifttragenden Objekts zu rekonstruieren – man kann hierbei von der „Mikro-Topographie“ sprechen. Dies soll im Folgenden anhand der Verteilung von „Inschriften“ (also einer zumeist in →Stein →gemeißelten, öffentlich präsentierten und dadurch auf Dauer gestellten Textsorte) im antiken Stadtraum erläutert werden.⁷ Dabei ist gerade mit Blick auf die Inschriften zu beachten, dass diese in der Regel keine isolierten Objekte darstellten, sondern Teile von größeren Monumenten waren und daher mit anderen Bedeutungsträgern interagierten.⁸ So wurden etwa Inschriften, durch die eine Person für ihre Verdienste auf einem der zentralen Plätze einer antiken Stadt geehrt wurde (sogenannte „Ehreninschriften“), praktisch niemals als alleinstehende Texte präsentiert. Sie waren vielmehr in der Regel Bestandteil eines statuarischen Monuments und wurden daher auf der Vorderseite einer Statuenbasis eingraviert, die das Standbild des Geehrten trug.⁹ Für viele Betrachter, die gar nicht oder nur mit Mühen lesen konnten (→Lesen und Entziffern), kam dabei dem Bildnis – das selbst wiederum durch die Verwendung bestimmter visueller Codes als Aussageträger „gelesen“ werden konnte – vermutlich eine viel direktere und unmittelbarere Präsenz zu als der Inschrift auf der Basis, die aber dennoch von Bedeutung sein konnte, da aus ihr zusätzliche Informationen über die geehrte Person zu entnehmen waren und sie durch ihre Gestaltung (etwa durch die Verwendung großer, sorgfältig geschnittener und farblich gefasster Buchstaben für die Namensnennung) eine eigene Wirkkraft entfalten konnten. Auch diese Zusammenhänge gilt es unbedingt in die Betrachtung einzubeziehen, weil sie die zeitgenössische Wahrnehmung solcher beschrifteten Artefakte entscheidend (mit)bestimmt haben dürften.

3 Makro-Topographie

In einem zweiten Schritt sollten dann die großräumigeren Konstellationen untersucht werden, in denen beschriftete Artefakte zu sehen waren, also die „Makro-Topographien“. Um beim Beispiel des antiken Stadtraums zu bleiben, kann dabei danach gefragt werden, an welchen Stellen besondere Verdichtungen bestimmter Schriftzeugnisse auszumachen sind. Dies kann einerseits mit Blick auf das gesamte städtische Gefüge geschehen. Hierbei ist dann etwa zu analysieren, ob und gegebenenfalls warum sich in bestimmten Straßen oder Straßenecken eine Häufung von

⁷ Ausführlicher hierzu vgl. Witschel 2014.

⁸ Vgl. zum Folgenden die zahlreichen einschlägigen Arbeiten von Werner Eck (gesammelt in Eck 2010) sowie jetzt die Beiträge in Eck u. Funke 2014.

⁹ Dazu Witschel 1995; Fejfer 2008.

Texten, die auf die Häuserwände gemalt (→Auftragen, Malen und Zeichnen) oder in diese eingeritzt waren, ausmachen lässt; oder ob diejenigen Textsorten, die für die politische und soziale Kommunikation der Stadtgemeinde zentral waren, sich an wenigen Stellen konzentrierten. Andererseits sind einzelne Zonen innerhalb des Stadtraums in den Blick zu nehmen, so etwa die zentralen Platzanlagen (die Agora oder das Forum), welche sehr häufig als ein Ort verdichteter (In)Schriftlichkeit erscheinen, jedoch selbst noch einmal in verschiedene Zonen unterschiedlicher Wertigkeit für die Präsentation beschrifteter Artefakte differenziert werden können.¹⁰ So wird in römischen Quellen recht oft ein „äußerst belebter/bekannter Ort“ (*locus celeberrimus*) auf dem Forum erwähnt, an dem offenbar besonders wichtige textliche Bekanntmachungen in dauerhafter oder temporärer Form (etwa auf geweißten Holztafeln) zur Schau gestellt wurden, und den es zu identifizieren bzw. zu rekonstruieren gilt.¹¹

4 Die sozio-kulturelle Einbettung beschrifteter Artefakte

Schließlich ist die Analyse der sozio-kulturellen Einbettung solcher Arrangements beschrifteter Artefakte von Bedeutung, etwa deren Relation zu einem bestimmten „sozialen Feld“ oder einzelnen darin handelnden Akteuren. So ist danach zu fragen, wer jeweils entschied, wo ein bestimmtes beschriftetes Artefakt zur Aufstellung kam bzw. wo es angebracht wurde – gab es hierfür überhaupt so etwas wie Regeln oder Normierungen? Dieselben Fragen lassen sich auch für die Objekt-Arrangements in ihrer Gesamtheit stellen: Kamen diese aufgrund einer gezielten Planung oder zumindest durch das Befolgen bestimmter Vorgaben zusammen oder entwickelten sie sich mehr oder minder „selbstorganisiert“? Wie stabil waren sie im Einzelnen – konnten sie jederzeit und von jedermann verändert werden, indem man etwa einzelne beschriftete Artefakte daraus entfernte, überschrieb, umnutzte usw. (→Wiederverwenden); oder gab es Mechanismen, die sie in ihrem Bestand schützten? Über welchen Zeitraum bildete sich ein solches Arrangement heraus – konnte es überhaupt jemals als „abgeschlossen“ gelten?

¹⁰ Vgl. hierzu etwa das Beispiel der gut ergrabenen Fora von Segobriga in Hispanien und Thamugadi in Africa: Witschel 2014, 108–112.

¹¹ Witschel 2014, 112f.

5 Die Eigenschaften beschrifteter Artefakte

Bei einer solchen Untersuchung sollte die spezifische materiale Qualität unterschiedlicher Schrift- und Textformen zunächst keine Rolle als distinktives Kriterium spielen. Das wird erneut deutlich beim Blick auf den öffentlichen Raum antiker Städte, in dem zahlreiche Schriftzeugnisse unterschiedlichster Art zu sehen waren. In →Stein gemeißelte oder in Bronze (→Metall) gravierte Ehren- oder Bauinschriften zählten genauso hierzu wie gemalte Wandaufschriften (*dipinti*) oder in Gebäudewände eingeritzte Texte und Zeichnungen (Graffiti, →Putz), wie es sich (bei exzeptionell guten Erhaltungsbedingungen) in den antiken Vesuvstädten Herculaneum und Pompeji, die beim Ausbruch des Vulkans im Jahre 79 n. Chr. verschüttet wurden, ausmachen lässt. Das →Material des Schriftträgers, die Schriftgröße oder die Sorgfalt bei der Ausgestaltung des Textes, seine jeweilige Komposition oder aber die gewählte Typographie (→Layouten und Gestalten), also die Gesamtheit der Eigenschaften der einzelnen beschrifteten Artefakte, so unterschiedlich sie auch sein mögen, bildet also erst einmal kein Kriterium, um bestimmte Schriftzeugnisse aus der Untersuchung der topologischen Aspekte auszuschließen. Es geht vielmehr darum, das Nebeneinander sehr unterschiedlicher Formen des verstetigten textlichen oder figurativen Ausdrucks (dies schließt abstrakte Zeichen mit ein) in ihrer für die Entstehung von „Raum“ als sozialer Größe konstitutiven Qualität zu begreifen.

6 Die räumliche Gebundenheit beschrifteter Artefakte

Bei den hier vorrangig in den Blick genommenen beschrifteten Artefakten im städtischen Raum der griechisch-römischen Antike handelt es sich um ortsgebundene, das heißt intentional transportunfähige oder zumindest nicht eben leicht zu bewegendende Objekte – im Unterschied zu anderen Schriftzeugnissen, die als transportable Objekte ohne größeren Aufwand in verschiedene räumliche Kontexte integriert werden konnten (→mobile/immobile Schriftträger). In noch stärkerem Maß gilt letzteres für die Reproduktion von Texten. Diese löst – insbesondere wenn sie massenhaft erfolgt wie beim Bibeltext oder der Darstellung des Kreuztitulus – die spezifische Ortsgebundenheit des Textes im Extremfall bis zur Omnipräsenz auf. Eine solche „Entörtlichung“ lässt sich als wesentlicher struktureller Wandel im Übergang von →non-typographischen zu typographischen Gesellschaften verstehen.

Somit muss der theoretische Rahmen des Konzepts „Topologie“ auf die spezifische Situation des jeweiligen Untersuchungsfeldes angepasst werden. Grundlegend ist dabei die schon angesprochene Erkenntnis, dass jedes materiale Textzeugnis in einer Wechselbeziehung zu dem Ort und dem Raum stand, an dem es „präsent“ war. Diese Relation wird seit geraumer Zeit und mit großem Erfolg von den historischen

Kulturwissenschaften untersucht und hat wesentlich dazu beigetragen, ein in vielerlei Hinsicht angemesseneres Verständnis der Herstellung, Wirkung und Rezeption einzelner Schriftartefakte zu erzielen. Hier wird der Fokus noch einmal erweitert, indem der Blick über das einzelne Zeugnis hinaus auf die übergeordneten Konstellationen verschiedener beschrifteter Artefakte, anderer Objekte, aber auch menschlicher Körper gerichtet wird. Die Präsenz des einzelnen beschrifteten Artefakts wird dabei nicht einfach als gegeben vorausgesetzt, sondern als Folge von Entscheidungen begriffen, mit denen die beteiligten Akteure auf das vorhandene räumliche „Setting“ (unter Einschluss der bereits vor Ort befindlichen Schriftzeugnisse) reagierten. Denn es steht zu vermuten, dass die genaue Platzwahl für ein Schriftartefakt, die Form des Textträgers oder die Ausgestaltung des Texts und des Layouts durch solche Überlegungen in erheblichem Maße beeinflusst worden sind. Damit wird die Erstellung solcher Topologien schrifttragender Artefakte zu einem sensiblen Arbeitsinstrument bei der systematischen Dokumentation und Auswertung übergeordneter räumlicher Kontexte.

7 Die Forschungspraxis und die dabei auftretenden Probleme

Forschungspraktisch ergeben sich bei einem solchen Vorgehen allerdings – und das sollte an dieser Stelle nicht verschwiegen werden – in vielen Fällen erhebliche Probleme. Bei zahlreichen beschrifteten Artefakten, die wir aus vergangenen Kulturen kennen, ist der ursprüngliche räumliche Kontext, in dem sie zu sehen waren, nicht mehr zu rekonstruieren, da sie in sekundären Verwendungszusammenhängen gefunden wurden. Häufig setzte die →Wiederverwendung bzw. Umnutzung solcher Objekte bereits relativ zeitnah nach ihrer ursprünglichen Errichtung ein – so nahmen im römischen Reich Prozesse dieser Art nach der Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. rapide an Bedeutung zu.¹² Solche sekundären Kontexte bzw. Arrangements schrifttragender Artefakte können durchaus ein eigenes, interessantes Untersuchungsfeld darstellen (vergleiche auch →Tradieren, →Beschädigen und Zerstören), etwa bei der Betrachtung des gezielten Einsatzes antiker Inschriften als Spolien im städtischen Raum der hochmittelalterlichen Kommunen in Italien. Die originalen Aufstellungs- bzw. Anbringungszusammenhänge sind hingegen in diesen Fällen kaum noch oder gar nicht mehr zu ermitteln, was eine (Re)Kontextualisierung vieler beschrifteter Artefakte enorm erschwert. Häufig kann eine solche höchstens annäherungsweise gelingen, was zur Folge hat, dass keine genaueren Angaben zur Mikro-Topographie gemacht werden können. Umso wichtiger sind daher diejenigen Befunde, in denen

¹² Zur Verwendung und Bedeutung von Inschriftenspolien im Mittelalter vgl. Forster 2014.

sich beschriftete Artefakte (mehr oder minder) *in situ*, d. h. in ihren ursprünglichen räumlichen Kontexten und zudem in so großer Zahl erhalten haben, dass sich hierfür topologische Analysen in hinreichender Detailgenauigkeit und Tiefenschärfe erarbeiten lassen.

Auch der zunächst selbstverständlich erscheinende Aspekt einer zeitlichen Differenzierung bei der Analyse von Konstituierung und Wandel räumlicher Parameter durch den Einsatz beschrifteter Artefakte stößt in seiner Übertragung auf die wissenschaftliche Praxis auf vielfältige Schwierigkeiten. Für Räume, welche für eine diesbezügliche Untersuchung in Frage kämen, etwa die öffentlichen Platzanlagen antiker Städte oder deren Straßenfluchten, gibt es bis heute kaum chronologisch sauber geschiedene Pläne, die die sukzessive Veränderung solcher räumlicher Konstellationen unter wechselnden Voraussetzungen anschaulich und nachvollziehbar machen würden. Erst der erweiterte Fokus des SFB 933 auf Probleme der Materialität und Präsentifizierung von Textzeugnissen hat dieses Desiderat in aller Klarheit bewusst gemacht. Eine (mikro-)historische Differenzierung räumlicher Veränderungsprozesse unter Beachtung verschiedener Zeitstufen stellt dabei allerdings nur einen ersten Schritt dar. Innerhalb der so zu unterscheidenden Phasen muss sodann der Blickwinkel wieder verengt werden, um erkennen zu können, wie sich die Rezeption der Textzeugnisse und die Nutzung des Raumes etwa mit Bezug auf den politischen oder religiösen Kalender im Jahreszyklus veränderten, wie sie sich an den regelmäßig wiederkehrenden Markttagen, zu denen größere Menschenmassen zusammenkamen, wandelten oder aber vom Vor- zum Nachmittag bzw. Abend oder während der Nacht gestalteten. Diese Aspekte markieren einen Perspektivwechsel, der die Bestimmung der materialen Qualitäten von schrifttragenden Artefakten durch Fragen nach dem Umgang mit ihnen, ihrer Rezeption und späteren Vereinnahmung, Veränderung oder (teilweisen) Zerstörung ergänzt. Zur Analyse der räumlichen und zeitlichen Makro- und Mikrostrukturen tritt also ein praxeographischer Aspekt (→Praxeologie) hinzu, den die Topologie materialer Textüberlieferung nicht gänzlich außer Acht lassen darf (→Material(itäts)profil – Topologie – Praxeographie).

8 Methodische Überlegungen

Erst eine differenzierte, auf topologische Gesichtspunkte ausgerichtete Analyse gibt uns ein Instrumentarium an die Hand, um Kriterien für eine Beschreibung von (möglichen) Rezeptionsmodi, welche an den Textzeugnissen vollzogen wurden, zu benennen. Bislang sind von der altertumswissenschaftlichen Forschung zu wenige Versuche unternommen worden, eine Systematik der räumlichen Konstellationen zu erarbeiten, die es erlauben würde, rezeptive Praktiken jenseits der (subjektiven) Einfühlung oder Hypothesenbildung des einzelnen Forschers zu erfassen und miteinander zu vergleichen. Dies hängt zum einen mit der häufig unzureichenden Genau-

igkeit der Beschreibung räumlicher Konstellationen durch die Wissenschaft selbst zusammen,¹³ und andererseits mit der oftmals unreflektiert zugrunde gelegten und idealtypisch verstandenen Situation eines individuellen Rezipienten. Neben einer chronologisch differenzierteren Unterscheidung einzelner Phasen wäre diesbezüglich also auch die sich ständig verändernde Zusammensetzung der imaginierten sozialen Gruppierungen als jeweils anwesender Öffentlichkeit zu berücksichtigen. Auf diese Weise würde auch die enge Verschränkung des Wandels der sozialen Zeit mit der sukzessiven Veränderung des Betrachterkreises offenkundig werden: Wenn sich – wie anzunehmen ist – das Publikum auf einem römischen Forum von den frühen Morgen- bis in die späten Nachmittagsstunden hinein jeweils neu strukturierte, dann stellt sich umso drängender die Frage, wen als Rezipienten die vielfältigen auf dem Platz „anwesenden“ Inschriften an Bauten, Monumenten oder angrenzenden Wänden in erster Linie meinten.

Solche Überlegungen führen zurück auf das Problem, welche Bedeutung der „→Präsenz“ einzelner Schrift- und Textzeugnisse im jeweiligen →Kontext zukam. Mit diesem Begriff ist eben nicht nur die schiere Existenz beschrifteter Artefakte benannt, welche unter glücklichen Umständen bis in heutige Zeit „überlebt“ haben, sondern in erster Linie der Vorgang ihrer „Präsentation“ an einem bestimmten Ort zu einem bestimmten Zeitpunkt. So erst gewinnt der Begriff eine relative Qualität, die es erlaubt, die Präsenz eines Schriftzeugnisses im Vergleich zu anderen zu bewerten. Für die Anbringung bestimmter Arten von gepinselten Wandaufschriften in Pompeji etwa wurden oft Stellen gewählt, die gleichsam „im Schatten“ einer bedeutenderen Mitteilung lagen. Eine solche auf den ersten Blick eher ungünstig erscheinende Platzierung eines Textes konnte gleichwohl bewusst angestrebt sein, da man sich von der Nähe zu einer als wichtig erkannten Beschriftung eher Chancen auf eine Rezeption des eigenen Textes ausrechnete, als wenn dieser an ganz anderer Stelle der Wand hätte angebracht werden müssen. Die Beschränkung rezeptiver Möglichkeiten musste also nicht unbedingt einen Nachteil darstellen, sondern nutzte das Vorhandensein eines wirkungsmächtigeren Schriftzeugnisses als Katalysator für eigene Zwecke.

Fallbeispiel 1: Römische Wahlwerbung in Pompeji

Im Falle der Vesuvstädte eignen sich die öffentlichen Wahlempfehlungen (*programmata*) auf den Fassaden sowohl privater wie öffentlicher Bauten als Untersuchungsgegenstand einer topologischen Analyse. Trotz der oftmals sehr widrigen Erhaltungs- und Dokumentationssituation ist uns eine Reihe von Empfehlungen überliefert, die denselben Kandidaten für ein Amt vorschlagen. Für einige dieser Kandidaten liegen

¹³ Ausnahmen bilden hier Dokumentationen von Grabungen und der Bauforschung.

auch Kartierungen der werbenden Pinselaufschriften (*dipinti*) vor, die die Verteilung sämtlicher bekannter *programmata* im Stadtgebiet verzeichnen.

Für Aulus Trebius Valens sind beispielsweise in Pompeji 50 *programmata* bekannt, zu denen weitere vier fragmentarisch erhaltene Exemplare hinzukommen. Dies stellt auch deshalb ein seltenes und gut geeignetes Fallbeispiel dar, weil Trebius Valens zu den wenigen Bürgern Pompejis zählt, dessen Haus sich mit einiger Sicherheit identifizieren lässt.¹⁴ In den letzten Wochen vor dem Ausbruch des Vesuv im Jahre 79 n. Chr. wohnte er am östlichen Abschnitt der Via dell'Abbondanza in einem vergleichsweise kleinen, jedoch an der Hauptstraße gelegenen Haus (III 2, 1)¹⁵. Anders als die meisten Fassaden der benachbarten Straßengevierte (*insulae*) wies sein Haus keine Läden an der Straßenfront auf. Dafür war die Fassade umso dichter mit diversen Aufschriften, einer ausführlichen Spielankündigung sowie zahlreichen Wahlwerbungen vollgepinselt worden (Abb. 1).¹⁶ Verschiedene Beobachtungen sprechen dafür, dass Trebius – ähnlich wie seine Nachbarn dies durch Vermietung der Läden taten – durch das Bereitstellen der Fassade für Werbezwecke zu Einnahmen gekommen sein dürfte. Auch ein *dipinto*, das ihn der Bevölkerung als kommenden Aedil empfiehlt, ist hier angebracht worden.¹⁷ Von den ehemals sehr großen, 30 cm hohen Buchstaben waren schon 1915 nur mehr schwache Spuren zu erkennen. Bei Aulus Trebius dürfte es sich somit um den Hausbesitzer und gleichzeitig Kandidaten für das Ädilenamt in flavischer Zeit, also während der letzten 10 Jahre Pompejis gehandelt haben.¹⁸ Der Mann nutzte seine Hausfassade, um den eigenen Namen in riesigen Lettern mitten in das Zentrum der Wand zu setzen. Dort muss sie vermutlich auch noch nach Ende des Wahlkampfes für einige Zeit lesbar geblieben sein, bis die Spielankündigung des Cnaius Alleius Nigidius Maius in noch größeren Buchstaben darüber gesetzt wurde.¹⁹

Im Rahmen einer topologischen Analyse ist die Kartierung sämtlicher bekannter Empfehlungen für Trebius Valens allerdings noch wichtiger (Abb. 2).²⁰ Sie zeigt zunächst, dass sich *programmata* mit seinem Namen über nahezu das gesamte Stadtgebiet Pompejis verteilt finden. Während in den Bereichen der östlich und südlich gelegenen Stadttore keine diesbezüglichen *dipinti* nachgewiesen wurden, sind uns aus der ansonsten schlechter dokumentierten Region um die Porta Vesuvio

¹⁴ Mouritsen 1988, 18f.

¹⁵ Spinazzola 1953, 281–296.

¹⁶ Varone u. Stefani 2009, 233–240.

¹⁷ CIL (Corpus Inscriptionum Latinarum) IV 7610; Varone u. Stefani 2009, 233f.

¹⁸ Da ein Aulus Trebius als Kandidat für das höhere Quinquennalenamt überliefert ist, ist davon auszugehen, dass der Mann zuvor das Ädilenamt innegehabt hatte. Ob er dafür mehrfach kandidieren musste, bleibt ungewiss. Auch das genaue Jahr dieser ersten Magistratur konnte bislang noch nicht gesichert werden (siehe dazu Mouritsen 1988, 107–111).

¹⁹ Bei dieser Gelegenheit scheint die ältere Aufschrift abgewaschen worden zu sein, da sie schon zum Zeitpunkt der Ausgrabung kaum mehr lesbar war.

²⁰ Die Kartierung entstammt Mouritsen 1988, 53 Abb. 5.

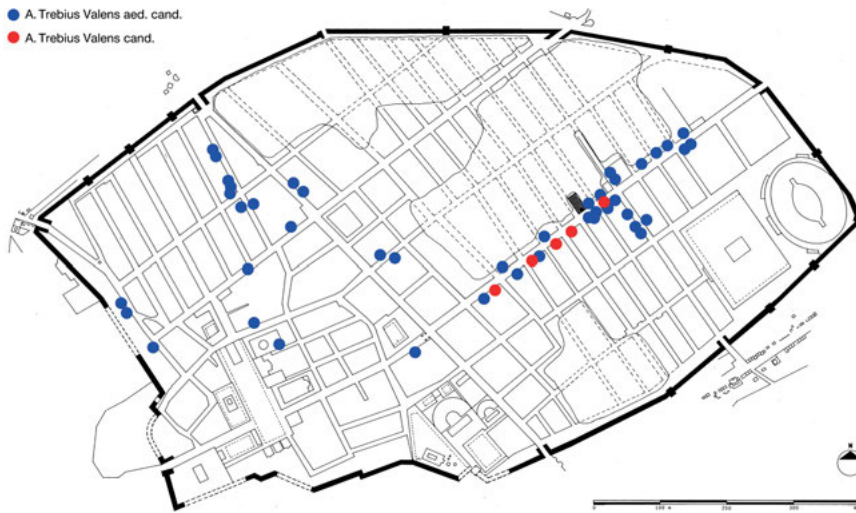


Abb. 2: Pompeji, Kartierung der seit dem 19. Jahrhundert dokumentierten Wahlauftrufe zugunsten von A. Trebius Valens (© Henrik Mourtisen, London).

hauses des Kandidaten zeigt andererseits, dass hier soziale Wechselbeziehungen im Sinne von Nachbarschaften und Klientelbeziehungen sowie die Popularität des Kandidaten in „seinem“ Viertel bemüht wurden, um die Chancen auf einen Wahlerfolg zu vergrößern. Die weiteren *dipinti* orientierten sich zwar an den wichtigsten Verkehrsachsen der Stadt, ein System in der konkreten Wahl einzelner Punkte bzw. der gezielten Auslassung öffentlicher Orte ist allerdings nicht zu erkennen.

Die Konzentration von Wahlwerbungen in der Nähe des Kandidatenwohnsitzes ließ mit Blick auf die Topologie ein Zentrum entstehen, das oftmals abseits öffentlicher Verkehrsknotenpunkte oder Hauptstraßen lag. Die Kartierung der *programmata* für Aulus Trebius Valens zeigt, dass in anderen Bereichen der Stadt keine Empfehlungen nachzuweisen sind. Ohne sagen zu können, woran dies lag, scheinen andere Kandidaten versucht zu haben, einen solchen Nachteil auszugleichen, indem sie sich mit Konkurrenten zusammen schlossen und in einer begrenzten Zahl von *programmata* als Paar kandidierten. Erstens sorgte der Kollege auf diese Weise dafür, dass der eigene Name auch außerhalb des eigenen Wohnviertels publik gemacht wurde. Zweitens konnten beide Kandidaten damit rechnen, dass jene *dipinti*, in denen nur der andere Kollege firmierte, bei den Wählern auch ihren eigenen Namen in Erinnerung riefen und so die eigenen Chancen erhöhten. Tatsächlich scheint dies dazu geführt zu haben, dass die individuellen Wahlwerbungen zahlreicher auch in verschiedenen anderen Arealen der Stadt hinterlassen wurden. Trotz einer Reihe von Anbringungen in Nebenstraßen und Gassen herrscht auch in diesen Fällen die Orientierung an Hauptstraßen vor. Anders aber als z. B. im Falle der Garküchen ist keine Konzentration

von Werbeaufschriften in Kreuzungsbereichen, also Knotenpunkten des Verkehrsnetzes zu beobachten. Dies könnte mit der sehr kurzen Zeit von wenigen Wahlkampfwochen zusammen hängen, in denen die *programmata* Bedeutung erlangten und in der die schiere Zahl an Empfehlungen wichtiger war als eine sorgfältige Auswahl einzelner Anbringungsorte.

Die sehr knappen und künftig noch zu vertiefenden Beobachtungen weisen darauf hin, dass sich die kurzfristig und nur temporär aufgebrachten Empfehlungen an die alltäglich in den Straßen verkehrenden Passanten richteten. Abseits der politisch oder kultisch aufgeladenen öffentlichen Räume mit Ehrenstatuen und Votiven sollten diese Werbungen in den Straßen und neben den Läden und Werkstätten Eingang in das Alltagsgespräch finden und sich dadurch mit hoher Geschwindigkeit innerhalb der Bevölkerung verbreiten. Dies scheint über die wenigen Hauptstraßen als informationsreiche Kanäle ausreichend funktioniert und die Nachrichten auch in die entlegeneren Gassen und Viertel der Stadt getragen zu haben.

Fallbeispiel 2: Mittelalterliche Inschriften am Dom zu Worms

Am Dom zu Worms sind Inschriften von unterschiedlicher Präsenz und mit verschiedener rezeptionspraktischer Effizienz vorhanden. Im Folgenden werden hier beispielhaft Inschriften, die sich in zwei Gruppierungen zusammenstellen lassen, behandelt. Dies sind zum einen Inschriften, die an den Portalen gut sichtbar waren und zum anderen Inschriften mit restringierter Präsenz.

Sind Inschriften hoch am Kirchenbau angebracht, wird ihre Wahrnehmung und Lesbarkeit erschwert, da sie von einem am Boden befindlichen Betrachter kaum oder sogar überhaupt nicht zu sehen sind. Solche Inschriften waren nur vor dem Steinversatz und während des Bauprozesses und bei späteren Restaurierungen vom Gerüst aus gut sicht- und lesbar, wie z. B. zwei Inschriften unterschiedlichen Typus in dem in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstandenen fünften Geschosses des Südostturms. Die Inschrift AVE MARIA, eine Lobpreisung Marias, ist in den Bogen eines Rundbogenfrieses eingehauen.²² In der Nähe des Nordwestfensters ist in die Wand der auf dem Kopf stehende Name HERICKE in romanischer Majuskel eingemeißelt.²³

Ein Beispiel für Inschriften mit restringierter Präsenz auf personeller Ebene ist das vor 1110 entstandene Juliana-Relief an einem Lisenenfuß im östlichen Sanktuarium (Abb. 3).²⁴ Zu diesem hatten nur Kleriker Zutritt. Das Bildnis der heiligen Juliana ist

²² De Filippo u. Keil 2009, 211; Keil 2014a, 120.

²³ Fuchs 1991, 21, Nr. 19; De Filippo u. Keil 2009, 209–212; Keil 2014a, 130–135.

²⁴ Zur Neudatierung des Juliana-Reliefs und des östlichen Sanktuariums s. Untermann u. Keil 2010, besonders 16–19.

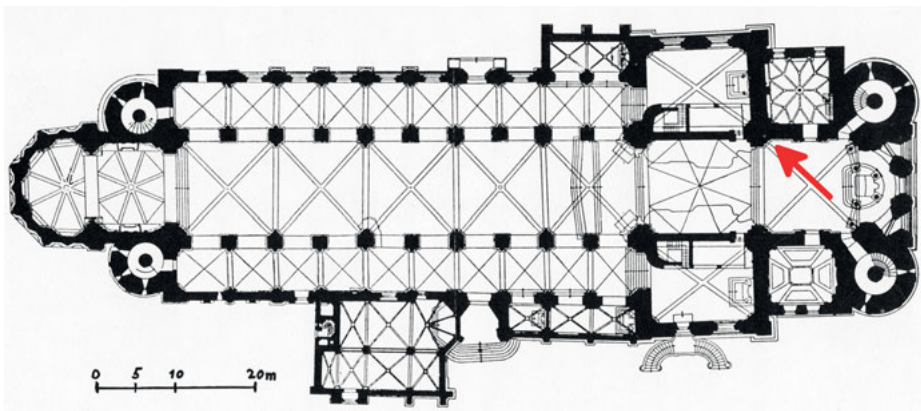


Abb. 3 oben: Worms, Dom, östliches Sanktuarium, Juliana-Relief (© Wilfried E. Keil). **Unten:** Worms, Dom, Grundriss mit Positionsangabe des Juliana-Reliefs (verändert nach Kautzsch 1938).

in Richtung des Altares gerichtet und somit auch für den heutigen Kirchenbesucher nicht sichtbar. Das Relief hat drei Inschriften in romanischer Majuskel, die Bildbeischrift IVLIANA, die Künstlerinschrift OTTO / ME / FE/CIT und die Stifterinschrift AD/EL/BR/AHT / MO/NE/TA/RI/VS.²⁵ Durch die Inschriften werden zwei Akteure (Künstler und Stifter) am Artefakt belegt.

Das vermehrte Vorkommen von Inschriften mit restringierter Präsenz an den Ostteilen des Domes scheint einen Zusammenhang mit der Nähe zum Hauptaltar zu haben.²⁶

Ein anderer Fall der restringierten Präsenz, bei dem die Inschrift dem menschlichen Betrachter komplett entzogen wurde, ist die Inschrift des Grundsteins des spätgotischen Kreuzgangs. Der Grundstein, der beim Abbruch des Kreuzgangs 1832 gefunden wurde, nennt in gotischer Minuskel das Jahr 1484; durch die Nennung des Namenstages des Heiligen Hippolyt kann der 13. August zugeordnet werden. Die Inschrift des Grundsteins war nur bei ihrer Entstehung und dem Akt der Grundsteinlegung sichtbar und daher rezipierbar.²⁷

In der gotischen Annenkapelle sind in der Westwand sekundär verwendete schrifttragende Artefakte, nämlich Skulpturen des ehemaligen, in den 1160er Jahren entstandenen romanischen Südportals, vermauert. Auf einem Löwenrelief befindet sich auf dem linken hinteren Oberschenkel in romanischer Majuskel die Stifterinschrift ADEL(R)ICVS ME EM(IT).²⁸ Ein anderes Relief zeigt Daniel in der Löwengrube unter einer Doppelarkade. In die Bogen ist in romanischer Majuskel DANIEL IN LACV / + LEONVM eingehauen.²⁹

Über dem ebenfalls in den 1160er Jahren entstandenen Nordportal wurde 1184 oder kurz danach das von Kaiser Friedrich I. Barbarossa erlangte Stadtprivileg, das den Bürgern spezifische Freiheiten gewährte, schriftlich angebracht. Die Art der Anbringung kann heute nur noch vermutet werden, da nur der Inhalt durch Abschrift überliefert ist.³⁰ Die für die Stellung der Stadt wichtige Inschrift wurde bewusst am Außenbau über dem Portal angebracht, sodass sie nicht nur von Kirchgängern gesehen wurde, sondern auch für alle Passanten sichtbar war.

Der Löwe, das Daniel-Relief und das Stadtprivileg waren am Außenbau angebracht. Hierdurch ist ein anderer sozialer Raum als im Inneren der Kirche gegeben. Das Portal, die Schwelle zum Kirchenraum, wurde nicht nur von Kirchenbesuchern, sondern auch durch Personen aller sozialer und kultureller Schichten wahrgenommen. Zudem waren Portale Stationen in Prozessionen und somit in die örtliche Liturgie

²⁵ Fuchs 1991, 19–21, Nr. 18; Keil 2014a, 121f.

²⁶ Siehe hierzu ausführlicher Keil 2014a, 135–137.

²⁷ Fuchs 1991, 205, Nr. 299. Zu Grundsteinen s. Untermann 2003; Keil 2014b.

²⁸ Fuchs 1991, 24, Nr. 22.

²⁹ Fuchs 1991, 22f., Nr. 21.

³⁰ Fuchs 1991, 32–34, Nr. 27. Heute erinnert eine Inschrift auf einer bronzenen Tafel zusammen mit einem Bildnis von Barbarossa aus dem Jahr 1984 an das Stadtprivileg.

eingebunden. Sie waren Hauptpunkte im Wegesystem des Dombezirks. Vom Südportal führt ein Weg zu St. Magnus und St. Andreas und früher gelangte man hierdurch auch zur ehemals neben dem Dom befindlichen Tauf- und Pfarrkirche St. Johannes Baptist. Vom Nordportal des Doms erreichte man die früher an den Dom anschließende Bischofs- und Königspfalz mit der dazugehörigen Pfalzkapelle St. Stephan, die den zur Stadtmitte gerichteten Domplatz teilweise begrenzte. Dies war sicherlich auch der Grund, an diesem Portal das Stadtprivileg anzubringen.

Stifterinschriften gibt es sowohl im östlichen Sanktuarium als auch bei den Skulpturen des ehemaligen Südportals. Die Artefakte weisen durch ihre Standorte eine unterschiedliche Präsenz auf. Gerade bei Stifterinschriften ist die rezeptionspraktische Effizienz entscheidend. Im Falle des Portals war diese im Gegensatz zum Sanktuarium sehr hoch, was Fragen über die Intentionen der Stifter aufwirft.

Literaturverzeichnis

- Arnold (1974³): H. Bradford Arnold, *Elementare Topologie. Anschauliche Probleme und grundlegende Begriffe*, Göttingen.
- Bachmann-Medick (2009³): Doris Bachmann-Medick, *Cultural turns. Neuorientierung in den Kulturwissenschaften*, Reinbek bei Hamburg.
- De Filippo u. Keil (2009): Aquilante De Filippo u. Wilfried E. Keil, „Zu den Versatzzeichen und Inschriften am Südostturm des Domes zu Worms“, *Der Wormsgau* 27, 205–215.
- Della Corte (1952): Matteo Della Corte, *Corpus Inscriptionum Latinarum*, Bd. 4, Supplement 3, *Inscriptiones Pompeianae Parietariae et Vasorum Fictilium*, Berlin.
- Eck (2010): Werner Eck, *Monument und Inschrift. Gesammelte Aufsätze zur senatorischen Repräsentation in der Kaiserzeit*, hg. von Walter Amelingh u. Johannes Heinrichs, Berlin/New York.
- Eck u. Funke (2014): Werner Eck u. Peter Funke (Hgg.), *Öffentlichkeit – Monument – Text. XIV Congressus Internationalis Epigraphiae Graecae et Latinae, Berlin 2012 – Akten* (CIL Auctarium, Series nova 4), Berlin/Boston.
- Fejfer (2008): Jane Fejfer, *Roman portraits in context*, Berlin.
- Forster (2014): Christian Forster, „Inchriftenspolien. Ihre Verwendung und Bedeutung im Mittelalter“, in: Tobias Frese, Wilfried E. Keil u. Kristina Krüger (Hgg.), *Verborgene, unsichtbar, unlesbar. Zur Problematik restringierter Schriftpräsenz* (Materiale Textkulturen 2), Berlin/Boston, 143–167.
- Frese u. a. (2014): Tobias Frese, Wilfried E. Keil u. Kristina Krüger (Hgg.), *Verborgene, unsichtbar, unlesbar. Zur Problematik restringierter Schriftpräsenz* (Materiale Textkulturen 2), Berlin/Boston.
- Fuchs (1991): Rüdiger Fuchs, *Die Inschriften der Stadt Worms* (Die Deutschen Inschriften 29), Wiesbaden.
- Günzel (2007): Stephan Günzel, „Raum – Topographie – Topologie“, in: Stephan Günzel (Hg.), *Topologie. Zur Raumbeschreibung in den Kultur- und Medienwissenschaften*, Bielefeld, 13–29.
- Hotz (1981): Walter Hotz, *Der Dom zu Worms*, Darmstadt.
- Kautsch (1938): Rudolf Kautsch, *Der Dom zu Worms*, Berlin.

- Keil (2014a): Wilfried E. Keil, „Überlegungen zur restringierten Präsenz mittelalterlicher Bauinschriften“, in: Tobias Frese, Wilfried E. Keil u. Kristina Krüger (Hgg.), *Verborgene, unsichtbar, unlesbar. Zur Problematik restringierter Schriftpräsenz* (Materiale Textkulturen 2), Berlin/Boston, 117–142.
- Keil (2014b): Wilfried E. Keil, „Abwesend und doch präsent? Zur restringierten Präsenz von Grundsteinen und ihren Inschriften. Gründungen im archäologischen Befund“, *Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit* 27, 17–24.
- Mouritsen (1988): Henrik Mouritsen, *Elections, Magistrates and Municipal Elite. Studies in Pompeian Epigraphy* (15. Suppl. AnalRom), Rom.
- Spinazzola (1953): Vittorio Spinazzola, *Pompei alla luce degli scavi nuovi di Via dell'Abbondanza*, 3 Bde., Rom.
- Untermann (2003): Matthias Untermann, „„primus lapis in fundamentum deponitur“. Kunsthistorische Überlegungen zur Funktion der Grundsteinlegung im Mittelalter“, *Cistercienser. Brandenburgische Zeitschrift rund um das cisterciensische Erbe* 6, 5–18.
- Untermann u. Keil (2010): Matthias Untermann u. Wilfried E. Keil, „Der Ostbau des Wormser Doms. Neue Beobachtungen zu Bauabfolge, Bauentwurf und Datierung“, *In situ. Zeitschrift für Architekturgeschichte* 2, 5–20.
- Varone u. Stefani (2009): Antonio Varone u. Grete Stefani, *Titulorum Pictorum Pompeianorum qui in CIL vol. 4 IV collecti sunt Imagines* (Studi della SAP 29), Rom.
- Witschel (1995): Christian Witschel, „Statuen auf römischen Platzanlagen unter besonderer Berücksichtigung von Timgad (Algerien)“, in: Klaus Stemmer (Hg.), *Standorte. Kontext und Funktion antiker Skulptur* (Ausstellungskatalog Abguss-Sammlung Berlin), 332–358.
- Witschel (2014): Christian Witschel, „Epigraphische Monumente und städtische Öffentlichkeit im Westen des Imperium Romanum“, in: Werner Eck u. Peter Funke (Hgg.), *Öffentlichkeit – Monument – Text. XIV Congressus Internationalis Epigraphiae Graecae et Latinae, Berlin 2012 – Akten* (CIL Auctarium, Series nova 4), Berlin/Boston, 105–133.